

Der Pfeil : unabhängiges Organ für aktuelle Landesfragen : Nr. 1

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **48 (1961)**

Heft 19

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Pfeil

15. Jahrgang

Erscheint 14täglich

Nr. 1

12. Januar 1962

Unabhängiges Organ
für aktuelle
Landesfragen

Herausgabe und Redaktion: A.J.Adler, Postfach 2, Basel 2. Telefon (061) 34 99 39. Abonnementspreis Fr. 5.50 pro Halbjahr

Auf in den Kampf!

Der Kampf gegen das Böse und für das Gute hört nie auf! Unter diesem Motto haben wir das neue Jahr begonnen. Auch im Jahre 1962 werden wir unseren Kampf weiterführen, ihn zudem noch steigern. Die heutige weltpolitische Situation verlangt klare Entscheidungen, und wir haben unseren Standort zu wählen. Wir lehnen es ab, auf beide Seiten Wasser zu tragen. Heute muss man die Dinge beim Namen nennen, auch wenn dies für andere oder für uns unangenehm werden sollte.

Wir führen im neuen Jahr wiederum den Kampf fort, so wie wir dies seit 1945 taten, gegen das rote Terror-system aus dem Osten, sowie gegen alle seine offenen und versteckten Anhänger. Gleichzeitig aber kämpfen wir auch gegen die Allmacht des Staates und gegen eine weitere Ausdehnung der Bürokratie. Wir sagen jedem Gebilde den Kampf an, das zu einem Staat im Staate zu werden droht, gleichgültig ob dies ein machtvoller Verband der Arbeiter oder ein finanzkräftiges Gebilde des Kapitalismus sei. Wir werden unsere ganzen Kräfte dafür einsetzen, dass unsere Bundesverfassung wieder geachtet und jede Ritzung öffentlich gebrandmarkt wird. Andererseits aber werden wir unablässig für eine saubere, lebendige und leistungsfähige Demokratie kämpfen und unser Bemühen ganz besonders auf den Schutz des Kleinen und auf die Festigung und Förderung eines gesunden und starken Mittelstandes richten.

Dies alles – man täusche sich nicht – bedeutet scharfen Kampf. Ohne Kampf erreicht man nichts. Kompromisse sind in manchen Dingen in einer Demokratie möglich, manchmal sogar notwendig, aber in prinzipiellen und fundamentalen Fragen kann und darf es keinen faulen Kompromiss geben. Wir werden diesen Kampf führen, unbeschadet von Parteinteressen und persönlichen Bindungen. Wir werden faule Dinge beim Namen nennen, unbekümmert um Rang und Namen des Betroffenen, denn was schlecht ist, bleibt schlecht, auch wenn es sich sehr hoch oben abspielt! Eine einzige Richtschnur wird uns leiten: das höhere Landesinteresse. Unsere Kritik wird scharf, jedoch aufbauend sein. Wir sind uns bewusst, dass wir bei diesem Kampf da und dort Freunde verlieren, Sympathien einbüßen, Missbilligungen hervorrufen werden. Wir bedauern es ehrlich, dass wir in den nun 15 Jahren unseres Kampfes manchen Freund oder Leser verloren haben, bloss weil der eine unsere Stellungnahme kategorisch ablehnte oder weil der andere in einer Teilfrage anderer Meinung war als wir. Doch das wird uns keine Sekunde daran hindern, dort zu kämpfen, dort laut zu reden, wo wir es im Interesse des Landes für angezeigt

halten. Wer der Meinung ist, im «Pfeil» immer nur seine Meinung bestätigt zu finden, der hat das falsche Blatt abonniert! Wir würden uns unserer Aufgabe als nicht gewachsen betrachten, wenn wir immer nur das schrieben, was unsern Lesern gefällt. Die langjährigen, treuen Abonnenten des «Pfeil» wissen, dass er eine ganz bestimmte Linie einhält. Sie wissen, dass sie den «Pfeil» nicht lesen, damit sie nur ihre Meinung bestätigt finden, sondern dass sie von diesem Blatte auch etwas Aufrüttelndes, etwas Mitreissendes erwarten.

Das Jahr 1962 wird ein Jahr des Kampfes werden. Alle unsere höchsten Werte sind gegenwärtig bedroht, und zwar von innen und von aussen. Von aussen durch die immer gefährlicher werdenden Machtansprüche der roten Diktatoren des Ostens und von innen durch den immer mehr sich ausbreitenden nackten Materialismus des Westens. Beide würden unseren Untergang bedeuten. In Zeiten wie den unsrigen, braucht es eine klare Stellungnahme jedes einzelnen von uns, sei es punkto Osthandel, sei es punkto Ideologie, sei es punkto Lebensauffassung. Wir haben zur Nazizeit nicht geschwiegen und wir haben auch nie zu den Greuelthaten und Unmenschlichkeiten des Kommunismus geschwiegen. Wir haben aber auch immer kompromisslos gegen den reinen Kapitalismus in all seinen Formen gekämpft. Ich glaube, das gibt uns heute – in diesen entscheidenden Wochen und Jahren – das Recht, unsere Linie weiterzuführen. In einer Welt der faulen Kompromisse, des leichtfertigen Geniesens, des sorglosen Dahindämmerns und der zunehmenden Flucht vor jeder Verantwortung und Stellungnahme will der «Pfeil» mit seinen bescheidenen Kräften versuchen, ein Fanal zu sein und zu bleiben. Ein Fanal, das aufrütteln und leuchten soll. Ein Fanal, das vielleicht nicht immer angenehm sein wird, aber dem man zum Mindesten den guten Glauben zubilligen darf.

Je länger die Hochkonjunktur andauert, desto mehr geht die Zivilcourage vor die Hunde, und die wenigsten geben sich Rechenschaft, dass wir uns damit alle das eigene Grab schaufeln. Wir werden unser ganzes Bemühen auch in diesem neuen Jahre daran setzen, dass die Zivilcourage wieder gross geschrieben und besonders bei den Jungen richtig gewürdigt und verstanden wird. Die Parole für 1962 heisst daher: Kampf. Kompromisslos gegen die Feinde der Demokratie, unnachsichtig gegen die Unterdrücker der Freiheit. Kampf also, nicht nur als Verteidigung, sondern als Angriff. Bürger, auf die Barrikaden der Freiheit und der christlichen Werte!

A. J. Adler

Altäre für Hitler — Altäre für Ulbricht

Wie sich der Götzendienst zur Hitlerzeit abzuspielen pflegte, haben wir beim Mädchen Ingeborg erlebt. Der Schauplatz ihrer Tätigkeit war die Ostschweiz.

Als Ingeborg und ihr Anhang eines Tages dort in aller Höflichkeit gebeten wurden, doch lieber über den Bodensee heimzukehren und das Land der Helveter fortan, soweit Neigung und Bedürfnis dazu vorhanden, nur noch mit der Seele zu suchen, geschah es, das sei hier gleich hinzugefügt, wohl nicht so sehr wegen dieser «Führerlehre» genannten Ausbrüche äusserster Albernheit, sondern um triftigerer Gründe willen. Immerhin muss es für manchen Beobachter ein angenehmes Gefühl gewesen sein zu wissen, dass das für demokratische Augen nun einmal zum Erbarmen geist- und witzlose Spectaculum solchen Götzendienstes — derartig geistlos, dass man es nicht einmal mehr als Blasphemie zu empfinden vermochte — damit wieder in sein totalitäres Ursprungsland zurückverwiesen worden war.

Bei Ingeborg also sah das damals so aus:

Ein Tisch an der Wand, mit Blumen reich geschmückt, bildete den Altar, auf dem, flankiert von zwei silbernen Leuchtern mit brennenden Kerzen, das Bild des Mannes mit den nur zu wohlbekanntem Zügen von ungewöhnlicher Gewöhnlichkeit stand. Vor dem Bild lag «Mein Kampf», des «Führers» gesammelter Unsinn, den eine vernünftige Welt rechtzeitig gründlich zu lesen und ernstzunehmen leider unterlassen hatte.

Vor diesem Altar unterrichtete die Germanin Ingeborg eine Schar im handlichen Alter der völligen Wehrlosigkeit stehender Kinder im Götzendienst.

FRAGE-ECKE

(Hier können unsere Leser Fragen stellen, die nach ihrer Ansicht wohl wert sind, von der Öffentlichkeit überdacht zu werden.)

Sollten wir nicht endlich eine Reform unseres Schulwesens einleiten, damit sich unsere Kinder im richtigen Alter über ihren späteren Lebensweg entscheiden können? Ich finde es einfach unsinnig, dass wir nun unseren Peter bereits nach vier Primarklassen auf eine feste Bahn setzen müssen, die sich vielleicht später als höchst unglücklich erweist. Wer weiss schon mit zehn Jahren, ob er sich eher für eine humanistische oder für eine kaufmännische Laufbahn besser eignet? Ist diese zu frühe Entscheidung nicht die Ursache so mancher späterer «Versager»? H. M.

Wie Zinnsoldaten aufgereiht, hatten die kleinen Landsmännchen sich hinter ihre Führerin zu stellen und zu tun wie sie: im Gänsemarsch, den rechten Arm erhoben, den Kopf nach rechts gedreht, den Blick starr in die Augen des Mannes mit dem unordentlichen Haar gebohrt — so zog die kleine unschuldige Schar gedrillter Götzendinerlein am «Altar» vorüber, arg- und ahnungslos, welcher Missbrauch mit ihr getrieben wurde, und sang jene Lieder, deren Primitivität damals die ganze zivilisierte Welt erschütterte und absties, während sie im totalitären Osten je länger je mehr begeisterte Nachahmer gefunden hat.

Und nun soll der Götzendienst in der Sowjetischen Besatzungszone ganz ähnliche Formen annehmen, Chruschtschows Kleinknecht, Walter Ulbricht, soll in ganz ähnlicher Weise «angebetet» werden. Die Vorschläge, welche die Magdeburger «Volksstimme» zur Ausgestaltung der «Ehrenecken» für den Sowjetzonen-Parteichef macht, erinnern in verblüffender Weise an die Inszenierungen Ingeborgs. Sie wenden sich an die eigentlichen Regisseure des Ulbricht-Götzendienstes, die «Pionierrgruppen» in den Schulen. Man liest Anweisungen wie diese: «Die Wandzeitung ist fortzunehmen und die Stelle mit einem roten Tuch zu überspannen. Unter das Bild des Genossen Ulbricht kleben wir die Losung, Wir lieben unsere Republik — mit Walter Ulbricht für Deutschlands Glück.» (Für unsere Ohren reimt sich das nicht; für Ulbricht aber, dessen Sächsisch das einzig Wahre an ihm ist, reimt es sich aufs schönste.) Fahnen, heisst es weiter, hätten des Kleinknechts Porträt zu flankieren, die schwarz-rot-goldene Flagge der Zone und die rote seines Chefs. Vor die Wand sei ein Tisch zu stellen, bedeckt mit einem blauen Tuch, den frische Blumen zieren. Und da diese zweite Ausgabe eines Führers in deutschen Landen seinen literarischen Kampf der Mit- und Nachwelt schuldig blieb, soll stattdessen eine Mappe über sein Leben auf der blauen Tischdecke liegen. «Wir wünschen Euch viel Erfolg beim Einrichten die-

ser Ehrenecke in eurer Schule», schliesst die «Volksstimme» ihre mit so liebevoller Ausführlichkeit gegebenen Ratschläge. Wie könnte der Erfolg denn hier ausbleiben?! «Die Fahne hoch — die Reihen fest geschlossen!» Das ist Geist von Ingeborgs Geist!

Cl. N-nn.

Westschweizer Potpourri

Allen Lesern dieser Rubrik wünscht Jean-Pierre ein erspriessliches 1962!

Der Uebergang vom alten zum neuen Jahr war wie gewöhnlich in der Westschweiz sehr belebt. Besonders in Genf verzeichneten die Gaststätten eine Rekordzahl von dinierenden Gästen. — Leider gab es auch eine Rekordzahl an Autounfällen, welche auf übermässigen Alkoholgenuss zurückzuführen sind, darunter einen tödlichen. Andererseits spüren die kleinen Geschäftsleute — wie Bäcker, Metzger und Spezereihändler — die Auswirkungen im Januar, indem auf Kredit eingekauft wird. — Leider ist dies eine besonders in Genf beobachtete Tatsache, dass die Leute kein Fest mehr in bescheidenem Rahmen feiern können.

Ende November erreichte der gesamte Motorfahrzeugbestand in Genf (wie die Handelskammer meldet) die Zahl von 77 317, darunter 56 978 Automobile, das heisst 7000 mehr als im November des Vorjahres. Mit einem Automobil auf weniger als fünf Einwohner, ist Genf die am meisten motorisierte Stadt Europas.

In diesem Jahre werden die Wählerinnen und Wähler des Kantons Waadt ihren Staatsrat und Grossrat neu bestellen. Der Ausgang dürfte sehr ungewiss sein. Alle Hypothesen bleiben offen, da man nicht weiss, ob für die Staatsratswahlen Radikale und Liberale zusammen ins Feld ziehen, oder ob Radikale, Liberale und Sozialisten je auf eigene Faust kämpfen werden.

Jean-Pierre

30:13

Der 92jährige Professor Nonne aus Hamburg, dem in Anerkennung seiner Verdienste die Paracelsus-Medaille verliehen wurde, bot in seiner Dankesansprache eine wunderbare Lebensweisheit, die auch wir beherzigen sollten, nämlich: «Dreissig Muskeln muss der Mensch betätigen, um die Stirne zu runzeln, aber nur dreizehn um zu lächeln. Bitte gehen Sie sparsam mit ihren Kräften um, und lächeln Sie mehr!»

Bilde dich fern!

Wir haben es leichter als unsere geplagten Vorväter. Das Aneignen von Wissen aller Art ist heute ein Kinderspiel. Während man früher im Schweisse seines Angesichtes Schulen besuchte und Lehrzeiten über sich ergehen liess, bildet man sich jetzt bequem am häuslichen Herd zu einem Ausbund an Intelligenz heran. Im eigenen Heim wird man schmerzlos Meister der althebräischen Sprache, des Kunstschnitzens oder Mikroskopie-

rens. Oder man erringt das Diplom als Privat-Sherlock-Holmes. Alles an Ort und Stelle. Durch Fernkurse. Sie sind skeptisch? Bitte, hier liegt eine Zeitung, und in einem Inserat heisst es: «Zeichnen durch Spezialfernkursus. 18 bekannte Künstler unterrichten Sie in Akt, Porträt, Landschaft, Karikatur, Mode, Plakat und Schrift.» Es leben die Zeichen-Fernkurse! Kein Lehrer wird sich in Zukunft wegen meiner 200prozentigen Talentlosigkeit

im Freihandzeichnen den Bart raufen müssen. Ich werde fernzeichnen, dass der Stift glüht! Ich werde Rubens überflügeln, nachdem ich Picasso bereits in der zweiten Klasse überflügelt habe. Kein Mensch wird mir fürderhin vorwerfen können, ein von mir in vielen Arbeitsstunden gezeichneter Hund sehe aus wie eine Kreuzung zwischen einem Sägebock und einem lahmen Gaul. Ist das etwa nichts?

Oder hier ein anderes Inserat: «Gleich welchen Berufes und ohne jegliche Vorkenntnisse können Sie sich durch schnellförderndes Studium bei Ihnen zu Hause auf die Büropraxis umschulen. Wechseln Sie Ihren Beruf durch Absolvierung unseres erfolgreichen Kurses!» Soweit ist mir alles klar. Nur nicht, warum beispielsweise der gut verdienende Plättlileger Gottfried Stutz plötzlich als Büromensch versauern soll. Ob diese Umschulung auf die Büropraxis ausschliesslich für das Ausfüllen der Steuerformulare gedacht ist?

«Wer in Liebe, Ehe, Beruf oder Sport mehr Erfolg haben möchte oder Vorgesetzten- und Examenfurcht, seelische und körperliche Störungen und-soweiter loszuwerden wünscht, nimmt an unserem Fernkurs ‚Suggestion und Lebenserfolg‘ teil», lese ich in einem dritten Inserat. Und atme auf. Nun besitze ich den Schlüssel zum Erfolg. Meine Zukunft ist gesichert. Denn die Fähigkeit zur Suggestion wird jeden Misserfolg ausschliessen. Ich werde mich autosuggerieren, unbeschränkter Herrscher über unsern Planeten zu sein, und dadurch ungeheure Kräfte und Fähigkeiten entwickeln. Ich werde mir die Kunst der Hypnose aneignen, um auf der Leiter zum Lebenserfolg rascher vorwärtszukommen. Ich werde dank meiner suggerierten Geisteskräfte noch stärker bluffen als Nikita der Mondsüchtige. Wehe, wenn ich losgelassen! Kein Polizist mehr wird mich wegen falschen Parkierens aufschreiben, denn ich werde ihn überzeugen können, der Polizeichef höchst persönlich zu sein. Ich kann berühmt werden wie Mozart oder Leonardo da Vinci. Oder noch viel berühmter: wie Elvis Presly oder Brigitte Bardot...

Ach, ich muss die Zeitung weglegen. Es gibt schon genug Leute, die an Grössenwahn leiden. Jedenfalls aber werde ich mich für einige dieser Fernkurse anmelden und rufe auch Ihnen zu: Abonnieren Sie sich auf solche Kurse. Sie können daran nur gewinnen. Die Veranstalter der Fernkurse...

Walter F. Meyer

Die aktuelle Spalte

Wer ist schuld?

Es häufen sich in letzter Zeit die Berichte über unsportliches Verhalten führender Sportler. Kürzlich betraf dies die Radrennfahrer, dieser Tage hörte man etwas Aehnliches von den Bobfahrern, und die Vorfälle bei den Fussballern und Eishockeyspielern wollen wir gar nicht aufzählen, da uns dafür der Platz fehlt! Dass es im Ausland nicht besser ist, bleibt für uns ein schwacher Trost. Dass es auch heute noch sehr viele seriöse Sportler gibt, ist unbestritten; dass sich die «Delikte» gerade bei «führenden» Sportgrössen häufen, ist ebenfalls unbestritten. Es wäre nun sehr leicht, diese Sünder in Grund und Boden zu verdammen. An ihrer Schuld besteht kein Zweifel, und dass sie dem Sport schwersten Schaden zufügten, ist ebenfalls klar. Aber man kann wohl kein objektives Urteil fällen, wenn man nicht die Frage der Mitschuld untersucht. Mitschuldig ist in erster Linie das breite Publikum, das nur noch «sensationelle» Leistungen sehen will; das immer mehr für den wirklich fairen Sport nichts mehr übrig hat und das unter Sport heute vielfach nur noch «Nervenkitzel» versteht. Es ist das gleiche Publikum, das unter «Sport» zuschauen versteht, und das engstirnig und kritiklos die «Favoriten» verhätschelt und mit einer Gloriole umgibt, die auch dem beschränktesten Sportler in den Kopf steigen muss. Der gesunde und vernünftige Masstab ist verloren gegangen, und die «Asse» der Landstrasse, der Piste, der Rennbahn oder des Rings werden zu modernen Göttern erhoben, wobei es für die breite Masse ganz wurscht ist, ob dieses oder jenes Ass im Privatleben nichts anderes als eine faule Eichel ist! Mitschuldig sind aber ebenfalls in vielen Fällen die sogenannten Verbandsinstanzen. Weil sie bei diesem oder jenem Sportanlass auf diese oder jene «Zugnummer» nicht verzichten wollen, wird gar oft über die Verfehlungen gewisser Mitglieder eines, wenn nicht gar beide Augen zugedrückt. Es gibt faule Kompromisse am laufenden Band, und anstatt energisch durchzugreifen, auch auf die Gefahr hin, dass man den einen oder anderen «Muskelprotz» verlieren würde, bemüht man sich, die wirklich Schuldigen mit Samthandschuhen anzufassen. Der Erfolg ihres Teams oder ihres Vereins ist ihnen weit wichtiger als die Beobachtung absoluter Fairness. Es kommt hinzu, dass bei manchem Verband wirklich drastische Massnahmen gar nicht in Frage kommen, da man sonst entweder das Bestehen des Verbandes oder zum mindesten seine Teilnahme an auswärtigen Veranstaltungen «gefährden» würde. Und das wiederum wäre für manchen Verbandsfunktionär wie ein Schnitt ins eigene Fleisch, denn man hat sich an die kostenlosen Reisen ins Ausland so gewöhnt, dass man sie nicht mehr missen möchte. Mit einem Wort, der «Apparat» ist in manchen Fällen zum Selbstzweck geworden! Es wäre höchste Zeit, dass man bei manchem Verband aus den olympischen Gipfeln, hoch über dem normalen Alltag, in die Niederungen der Gegenwart herabkommen würde. Wenn der Sport gesunden soll, dann braucht es dazu sowohl die Sportler, als auch das breite Publikum sowie und hauptsächlich «Funktionäre», denen der Sport wichtiger ist als das blosses Funktionieren!

a.

Wirb für den «Pfeil»!

Zehn Tage weniger als sechs Jahre war Henri Guisan General der Schweizerischen Armee — vom 30. August 1939 bis zum 20. August 1945. Oberkommandierender einer Armee zu sein, welche vorerst aus Bürgern und dann erst aus Soldaten besteht, und sie zum Kampfe gegen einen Gegner vorzubereiten, welcher mit willenlosen Marionetten eines verbrecherischen Systems in den Kampf zieht, war gewiss keine angenehme und leichte Aufgabe. Wie sie General Guisan gelöst hat, steht in seinem Bericht an die Bundesversammlung, welchen er im März 1946 vorlegte. Dass dieser Bericht 16 Jahre später zum Gegenstand eines seltsamen Buches werden würde, hatte man kaum erwarten dürfen. Und doch ist dies der Fall. In einem englischen Verlag ist aus der Feder von Jon Kimche ein Buch mit dem Titel «Spying for Peace» erschienen — «Spionage für den Frieden» in wörtlicher Uebersetzung —, welches vortreibt, die Rolle Henri Guisans in der Aufrechterhaltung der schweizerischen Neutralität im Zweiten Weltkrieg zu durchleuchten. Das Buch erscheint als Fortsetzungsroman nun auch in einer Zürcher Zeitschrift. Die Bezeichnung «Roman» ist absichtlich gewählt. Jon Kimche, in St. Gallen aufgewachsen und Inhaber eines Schweizer Passes, ist in den letzten Jahren als Autor mehrerer Bücher bekanntgeworden, welche flüssig geschrieben sind, jedoch die von ihnen angestrebte historische Objektivität in nicht übermässiger Menge enthalten. Ebendas trifft auch für sein Buch über General Guisan zu. Da Kimche nicht angibt, auf welche Quellen er sich stützt, abgesehen von General Guisans Bericht und dem längst veröffentlichten Tagebuch von Oberst Barbey, ist man gezwungen, auf die eigenen Erinnerungen und halboffizielles Material zurückzugreifen, um den Wahrheitsgehalt seines Buches zu überprüfen. Dabei stellt sich heraus, dass Kimche zwar ein lobenswertes Ziel im Auge hatte, nämlich das, den Briten die ihnen völlig unverständliche Politik der bewaffneten Neutralität mundgerecht zu machen. Man muss ihm dafür danken, dass er den Versuch unternimmt, die Stellung der Schweiz im Konzert der europäischen Völker zu verdeutlichen. Weniger Dank verdient die Art, in welcher er sein Vorhaben realisiert hat. Es steht viel Seltsames in dem Buch. Woher nimmt

er, als in der Schweiz Aufgewachsener, das Wort «Tessino» fürs Tessin? Was bewegt ihn zu behaupten, die schweizerischen Geheimakten aus dem Zweiten Weltkrieg seien «nun zugänglich»? Wieso glaubt er, im Jahre 1943 hätten «schweizerische Truppen ihre Stellungen verlassen, die

Disziplin liess nach und die Unzufriedenheit nahm zu»? Was berechtigt ihn, von einem «moralischen Verfall der Schweizer Armee» im Jahre 1943 zu sprechen, wo sie gerade in diesem Jahr abwehrbereiter und abwehrfreudiger war als je zuvor? Grotesk wird es geradezu, wenn Kimche schreibt,

Bundesstädtliche Skizzen

Viele Menschen haben eine einzige Konsequenz — die Inkonsequenz. Da ist die Schweizerische Nationalbank, unser staatliches Noteninstitut. Sie gelangt in mehr oder weniger regelmässigen Zeitabständen mit dem pathetischen Ruf an das Volk, dessen Behörden und Wirtschaftskapitäne: Haltet den Dieb! Mit dem Dieb ist die Inflation, die Geldentwertung gemeint. Das Volk wird zum Masshalten aufgefordert, zur Zurückhaltung in Preis- und Lohnforderungen. Das geschah wieder kürzlich. In der Tat stehen wir wieder mitten in der Inflation, auch wenn das Wort nicht beliebt ist und mit «Teuerung» verharmlost wird. Man müsste ihn also halten, den Dieb. Aber: Der Aufruf der Notenbank entbehrt jeder Konsequenz: die Nationalbank selbst nämlich macht die Inflation. Höhere Preise und Löhne können nur bezahlt werden, wenn mehr Geld in die Wirtschaft gepumpt wird, und gerade das tut die Notenbank. Die Geisterbeschwörer, die also eifrig auf das Volk einreden, haben die Notenausgabe in zehnerprozentiger Erhöhung im letzten Jahr vorgenommen. Im gleichen Zeitraum haben sie die täglich fälligen Verbindlichkeiten, also jene Gelder, die jederzeit abgehoben und dem Kreislauf zugeführt werden können, um 900 Millionen steigen lassen. — Konsequent...? Nun, die Herren der Notenbank wissen zwar um die Gründe der Inflation genau Bescheid. Ihr Handeln indessen ist etwa so konsequent, wie dasjenige eines Bierfabrikanten, der gleichzeitig selbst übereifriges Mitglied einer Abtinentenorganisation ist.

*

A propos Konsequenz und Inflation: Die Behörden tun mit. Sie übernehmen den Ruf «Haltet den Dieb!» und sprechen: «Die Nationalbank ist gross, und wir sind ihre Propheten!» Wie steht es mit der Konsequenz dieser Propheten? Auch sie predigen dem Volke das Masshalten. Und was tun sie? — In der Dezember-Session hat sich der Nationalrat sein Taggeld von 65 auf 100 Franken (54 Prozent) erhöht. In Wirklichkeit sind es bedeutend über 100 Franken, da die freien Wochenendtage bezahlt sind. Der

Berner Grosse Rat hat soeben den Regierungsräten ihre Gehälter von 35 000 auf 50 000 Franken (43 Prozent) erhöht. — Gemach! Hier spricht nicht der Neid. Ich schreibe nur von der Konsequenz der massgebenden Herren, die sich mit pastoralen Ermahnungen an Volk und Wirtschaft wenden und sie ersuchen, sich zu mässigen. Die Gehaltserhöhungen der Parlamentarier werden natürlich geschluckt — und die Inflation auch. Man muss dem Volke nur sagen, dass wir noch immer das billigste Parlament der Welt haben. Man muss ihm auch sagen, dass wir die geringste Geldentwertung der Welt haben. Daneben haben wir ja die niedrigsten Zinssätze der Welt (siehe Schweizer Anleihen an unterentwickelte Länder!). Und dies alles kann doch nur das Verdienst der besten Regierung der Welt sein! — Ja, wir machen gerne in Superlativen. Allerdings: Wenn ein einzelner Mensch von sich selbst nur in superlativischen Prädikaten macht, dann wird der Schreibende misstrauisch. Er ist geneigt, einen solchen Typ als Snobist zu bezeichnen. Beim Kollektiv scheint es anders zu sein...

*

Nun schimpfen sie wieder, die Schweizer. Mit oder ohne Konsequenz — meist ohne. Der steigende Index ist es. Man schimpft gegen die Bauern, weil sie für ihre Milch mehr haben wollen. Und die Bauern schimpfen auf die Arbeiter, weil sie hohe Löhne haben und auf die Produzenten, die hohe Preise für ihre Produkte fordern. Die Zeitungen schliesslich stellen tief-sinnige Betrachtungen an über die berühmte Preis-Lohnspirale, gipfelnd in der gescheiten Kernfrage, ob zuerst das Huhn war oder das Ei, d. h., ob die Löhne die Preise jagen oder umgekehrt. Wo bleibt die Konsequenz? Sie bleibt — mit Ausnahmen — nirgends! — Man müsste den schimpfenden Schweizern sagen, dass das Schimpfen zwar die Seele erleichtern kann, dass aber sonst damit nichts getan ist. Wer über den steigenden Index und die Teuerung schimpft, der möge dort vorsprechen, wo die Schuldigen sitzen: an der Börsenstrasse 15, Zürich 1. Mutz

Man fragt nach tausend Meinungen, wenn man keine eigene hat.

Robert Schaller

dass «die Schweizer nichts taten, als im Jahre 1798 französische Truppen in die Schweiz eindringen». Nicht viel besser ist es, wenn er schreibt, unsere Armee sei 1940 geistig gespalten gewesen, oder wenn er fröhlich annimmt, die Landwehr-Jahrgänge von 1939 seien «Reserve» gewesen. Undsowweiter im unbeschwerten Stile. Worauf Kimche aber vor allem hinausgeht, ist die Konstruktion einer Spaltung zwischen General Guisan und der politischen Führung der Schweiz, welche für ihn schon daraus erhellt, dass der General seinen Schlussbericht ans Parlament und nicht an den Bundesrat erstattete; dabei sieht Kimche unbeschwert darüber hinweg, dass dieses Parlament den General gewählt hatte, so dass er ihm und nicht dem Bundesrat Rechenschaft schuldig war. Es soll nicht der Versuch gemacht werden, etwa Pilet-Golaz in seiner zweifelhaften Haltung zu entschuldigen, oder von Steiger in seiner monatelang unmenschlichen Haltung in der Frage der Flüchtlinge an unserer Landesgrenze, welche zum schändlichen Slogan vom «überfüllten Boot» führte und erst geändert wurde, als aus der Bevölkerung und der Truppe selber Widerstand gegen die Rückweisung der Todeskandidaten an ihre Henker kam. Die Sache aber so zu schildern, wie es Kimche tut, dass General Guisan so etwas wie ein selbstgewählter Diktator und Spiritus rector über dem Bundesrat gewesen sei, welcher über die sieben Köpfe im Bundeshaus hinweg eine eigene Aussenpolitik verfolgt habe — das ist

und bleibt Geschichtsfälschung und würde vor allem von einem Manne strengstens abgelehnt worden sein, wenn er diese Behauptung noch erlebt hätte, nämlich von General Guisan selber. In seltsames Fahrwasser gleitet Kimche aber auch in seinen Darstellungen der Tätigkeit des schweizerischen Nachrichtendienstes; man spürt allzu deutlich, dass ihm hierin eigene Kenntnisse fehlen und er sich auf Schilderungen bestenfalls aus dritter Hand verlassen hat. Man darf ihm das nicht verübeln, denn jeder Nachrichtendienst ist auf Geheimhaltung auch nach Ende seiner Tätigkeit angewiesen; die Zurückhaltung geht in der Schweiz so weit, das Oberstbrigadier Masson zum Beispiel bis heute nicht den Rank fand, seine Memoiren zu schreiben, so sehr sie für die historische Forschung von Wert wären.

Man kann nur bedauern, dass diese Zurückhaltung auch bisher verhindern musste, dass aus einer schweizerischen, mit der wahren Situation vertrauten Quelle ein zusammenfassendes Buch über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg erscheinen konnte. Kimches Roman könnte wenigstens die positive Folge zeitigen, dass es nun doch noch geschrieben wird. Denn «Spying for Pease» von Jon Kimche kann nicht unwidersprochen bleiben. Glücklicherweise ist es bereits in seinem Erscheinungsland von kompetenten Kritikern etwas hergenommen worden. Es ist aber Aufgabe der Schweiz, dieses seltsame Buch ins rechte Licht zu stellen!

könnte und im Film als «an den Haaren herbeigezogen» bezeichnet würde.

Die Sache fing damit an, dass eine Anzahl von Ganoven aus der Wiener Unterwelt mit den Schmuggelverdiensten nicht zufrieden war, die der «Kaufmann» Franz Mallner aus Innsbruck ihnen für den Verkauf geschmuggelter Schnäpse, Zigaretten oder anderer Waren zugestand.

«So eine Schmuggelladung müsste man halt einmal selbst verkaufen!», stöhnten die sauberen «Geschäftsfreunde» des Herrn Mallner. Aus der Schweiz, aus Bayern und aus Italien schmuggelte Mallner die heisse Ware nach Oesterreich. Man wusste, wo er die «Ware» übergab — aber wie an ihn herankommen?

Noch ist nicht geklärt, wer von den Wiener Gaunern auf die Idee verfiel, den 35jährigen Polizeivierinspektor Johann Otonicar zum Komplizen zu machen. Weich wurde dieser offenbar ob des vielen Geldes, das man ihm versprach — das Spiel konnte beginnen.

Als der Schmuggler Mallner am 1. September mit einer grossen Ladung von Schmuggelgut nach Wien kam und den Anhänger des grossen Lastwagens routinemässig mitten in der Stadt abkuppelte und nun darauf wartete, dass seine Freunderln kommen und ihm die Ware abnehmen dürften, kam eine «weisse Maus» (bei uns auch «Strassen-Engel» genannt) auf knatterndem Motorrad an ihn herangefahren, salutierte höflich und bat um die Papiere. Mallner bekam keinen schlechten Schreck. Er war froh, als der Polizist sich gleich einmal daranmachte, unter die Wagenplane zu greifen und sich solcherart von ihm abwandte. Wie von Furien gehetzt, stürzte Mallner davon — und war noch glücklich, diesmal der bösen Polizei durch die Lappen gegangen zu sein.

Kaum war Mallner verschwunden, kamen die Spiessgesellen des Schmugglers, und unter Polizeiaufsicht, nämlich unter jener ihres uniformierten Beschützers Otonicar räumten sie den Anhänger aus und luden die Ware (unter Brüdern Fr. 100 000.— wert) in ein mitgebrachtes Fahrzeug.

Inspektor Otonicar erhielt seinen schönen Lohn, und alles wäre wahrscheinlich Geheimnis der Beteiligten geblieben, wenn eben in den Ganovenkreisen nicht soviel gesprochen und gelacht worden wäre, dass die Wände Ohren bekamen. Vom September bis jetzt und womöglich noch länger das Maul halten, wenn man so voll Schadenfreude steckt — das war zuviel verlangt. Seither hat nun die Wiener Kriminalpolizei alle zwölf geholt, den Schmuggler Mallner, die zehn aus der Unterwelt — und ihren Ex-Kollegen aus der «Oberwelt», Polizeivierinspektor Otonicar.

Prokurator

Im Räderwerk der Justiz

Genarrte Richter — genarrte Gauner

Einen tatsächlich nicht alltäglichen «Spass» hat sich dieser Tage vor den Augen der gestrengen Strafrichter von Krakau ein des Diebstahls angeklagter Mann geleistet, die ihm hoffentlich nicht die Folgen sattsam bekannter östlicher Rachsucht einträgt, denn der Fall verdiente eigentlich, mit befreiendem Lachen aufgenommen zu werden. Angeklagt des Diebstahls einer Brieftasche war ein vollkommen unschuldiger Krakauer Bürger. Während der Verhandlung gegen ihn meldete sich plötzlich aus dem Zuschauerraum ein Mann, der behauptete, er selbst habe die fragliche Brieftasche gestohlen, der Angeklagte sei also wirklich unschuldig. Zum Beweis seiner Behauptung machte er sich anheischig, die Tat von Anfang bis Ende dem Gericht vorzudemonstrieren. Da so beschlossen wurde, ging er hinaus, betrat gemächlich den Gerichtssaal, schritt bis vor den Präsidentenplatz. Dann grüsst er freundlich und legte seinen Hut auf

die Brieftasche. Hierauf verbeugte er sich vor dem Gericht, ergriff seinen Hut (und mit ihm die Brieftasche) und verliess unter den Augen der gespannten Zuschauer gelassen den Gerichtssaal. Draussen muss er dann allerdings weniger «gelassen» gewesen sein, denn als die Richter etwas merkten und die Polizei auf des Gauners Spuren hetzten, da war dieser längst über alle Berge... und die Richter sehen vorläufig wie die Genarrten aus. Allzu früh dagegen lachten jene Wiener Gauner, die sich ebenfalls einen erstklassigen Trick ausgedacht hatten, um Frau Justitia und ihre Diener der Lächerlichkeit preiszugeben und erst noch einen schönen Gewinn davon zu haben.

Dieser Tage wurde der bisher besonders angesehene Polizeivierinspektor Otonicar von Kollegen verhaftet — und damit wurde der Schlusspunkt hinter eine Geschichte gesetzt, die einem Kriminalreisser zum Vorbild dienen

Nebenbei bemerkt...

In Erwartung des vielen Glücks

Schneemännchen, Eiszapfen, Winterlandschaften u. a. m. zieren wie seit eh und jeh die Neujahrskarten, die mir wieder einmal beim Jahreswechsel ins Haus geflogen kamen. Als ob das Jahr nur von Winter und Kälte beherrscht würde, von Eis und Schnee und... gelegentlich zur Abwechslung auch noch von Kaminfeuern und neugeborenen Schweinchen. «Viel Glück» hat man mir gewünscht. Ob aufrichtig oder nur weil es so Sitte, Brauch und Mode ist, ist schwer festzustellen. Im Verlauf des Jahres wird es sich vielleicht herausstellen. Was aber soll ich andererseits mit dem vielen Glück, das mir da wunschnässig zugeschanzt wird, anfangen? Apropos «Glück». Welches Glück möchten wohl die Absender, dass es mir zuteil wird? Einfach ein Sammelsurium von Glück? Oder vielleicht Glück in der Liebe, in der Lotterie, im Toto, im Geschäft, zu einer Erbschaft, für einen Steuerrekurs etc.? Ich weiss es nicht. Offenbar stellt man mir es frei, aus dem Glückshaufen so viel zu nehmen, als mir gerade dienlich erscheint. Zu gütig auch von den Glückwünschern allen, mir neben dem freigiebig verteilten Glück noch den «Segen» mitzuschicken. Ein «gesegnetes Jahr» hat man mir gewünscht. Also Herr Chruschtschow und Herr Kennedy, sorgt dafür, dass dieser Segen auch garantiert wird und er nicht durch gesundheitsgefährdende Radioaktivität und vermehrte Kriegsgefahr zum Fluch wird. Und nun bin ich bereit, täglich Glück und Segen in Hülle und Fülle entgegenzunehmen.

Im Neujahrprogramm eine gute Tat

Wie wär's, wenn wir endlich einmal ernstlich versuchen würden, in diesem Jahr eine gute Tat zu vollbringen? Nur eine, aber die 100prozentig und mit ganzer Bescheidenheit. Ein gutes Werk an einem Nächsten, einem Mitmenschen in Not, dem wir mit Rat und Tat beistehen wollen. Und schon wird man die Frage stellen: Ja gibt es in unserem Land noch Bürger, Menschen, die Hilfe nötig haben? Wir leben doch seit Jahren in einer Hochkonjunktur, alles verdient viel Geld, allen in unserem Land geht es gut. Eben nicht... geht es allen gut. Wer die Augen auf tut, auf tun will, sieht viel versteckte Armut und Not. Vor allem aber sieht er, neben der materiellen, geistige und moralische Not in unsern Städten und Dörfern. Da gilt es einzugreifen, und zwar nicht in erster Linie mit Banknoten, sondern mit Rat, Mitgefühl, Verständnis, Freundschaft, guten Worten, Nächstenliebe. Wir könnten viele Menschen wieder auf einen rechten Weg

zurückführen, sie wieder in die Gemeinschaft aufnehmen, ihnen wegweisend sein, wenn wir uns dazu die Zeit und Mühe nähmen. Gerade nach guten Worten, nach ein bisschen Verständnis, Wohlwollen und guter Gesinnung dürsten so viele Mitmenschen. Reichen wir diesen Dürstenden den Becher unserer wahren Nächstenliebe.

Schwindsucht an Höflichkeit und Anstand

Die Hochkonjunktur, das gute, sattsame Leben, das ständig steigende Barometer der Vergnügungssucht haben leider ihre traurigen Begleiterscheinungen, die im Alltag, in der Gemeinschaft immer stärker und deutlicher zutage treten. Es ist in der Tat eine Verrohung, eine Abstumpfung oder bezeichnender «Vermechanisierung» des Menschen im Gange. Kein Wunder im Zeitalter des Materialismus und Egoismus. Eine regelrechte Entwürdigung der Persönlichkeit, des ethischen Menschen scheint sich zu vollziehen. Man mag das auch Zeitkrankheit heissen, deren heilende Medizin offenbar so wenig Aussicht hat, gefunden zu werden, wie jene gegen das Krebsübel. Höflichkeit, Anstand und Ritterlichkeit sind bei gewissen Leuten Begriffe, die für sie höchstens in Romanen existieren, im Alltag absolut als nicht verwendbar, ja für die gesteckten Ziele nur hindernd im Wege stehen. Die Schwindsucht der Zivilisation grassiert immer mehr. Hass, Neid, Missgunst keimen auf und überwuchern jene Werte, die allein zu einem innerlich beglückenden Dasein führen können. Oder schätzen wir etwa einander noch nach dem innern Wert, nach Charakter und Seelengrösse? Ist es nicht so: Je höher und breiter der materielle Wohlstand und der chromglitzernde Wagen, egal wie man dazu gelangt ist, desto grösser das Ansehen, die Achtung und Bewunderung. Götzenanbetung und -verehrung in Reinkultur!

«Edelschwein»

Es kommt zuweilen in den besten Familien vor, dass man sich gegenseitig mit «Schwein» tituliert. «Schwein» werfen sich dann und wann auch Wohl-erzogene höherer Kreise und sogar Politiker an den Kopf. In der Viehzucht kennt man indessen neben den gewöhnlichen Schweinen auch sogenannte Edelschweine. Warum sich also in Zukunft nicht mit «Edelschwein» bedenken, was die damit gemeinte Klassifizierung etwas abtemperieren würde! Ich sage bei passender Gelegenheit auch nicht mehr nur, ich hätte «Schwein», sondern «Edelschwein» gehabt.

«Höflichkeiten» am Steuerrad

«Huehn! Chasch nit in dr Ornig über d'Schtrass gah!?»
«Du dummi Gans! Chasch nit ufpassel!»
«Me sött d'Fuessgänger verbiete!»
«Dummchopf vomene Velofahrer!»
«Du Aff! Du chasch warte wie ich, da gits nüt vo Vorfahre!»
«Was hornt den dä Sch... da hinte schtändig?»
«Natürlig! Wieder sone ‚Chueh‘ am Schtürrad!»
«Eso parkiere numme Möffe!»
«Hoffentlich rennsch dr Grind i, Du Löli!»
«Dir möcht i's gönne, dass d'Schnörre verschlahsch!»
«Blib deheim, Du Sunntigsfahrer!»
«Du Dräckfink, mir derewäg d'Schibe versaue!»
«Hau's ab mit Dim vegetarische Mischtwägeli!»
«Lueg da, dä subventionsschwangeri Buurehammel! Mitts uf dr Schtrass!»
«Dä Sauchaib schtinkt da vorne!»

Kritikaster

Worte der Woche

«Niemals hat das Schicksal Frankreichs mehr von seiner militärischen Macht abgehangen als gegenwärtig.»
General de Gaulle

«General de Gaulle ist einer der grossen Männer unserer Epoche, ein Mann von Weitblick, ein bewundernswerter Redner. Aber — wie soll ich's sagen? — er ist ein nutzlos grosser Mann. Denn so ein grosser Mann: der ist reicher von Natur als andere, einer, der tröstlich wirkt angesichts der Mediokrität der anderen. Er ist etwas wie ein Luxus.»
Hubert Humphrey,
US-Senator

«68,4 Prozent aller Frauen im arbeitsfähigen Alter sind berufstätig. Das ist eine historische Leistung der DDR, ein Ausdruck ihrer Fortschrittlichkeit.»
«Neues Deutschland»,
Zentralorgan der SED

«Zu meiner Zeit hat man über so etwas noch geschimpft.»
Günther Gründt, 19 Jahre,
über den Modetanz «Twist»

«Schwedische Schönheiten und schwedische Büromaschinen haben die Welt erobert.»
Anzeige einer Malmöer
Büromaschinenfabrik

«Die Zeit»

DIE 7. SEITE!

FÜR ALLE LEUTE

Sind Sie eigentlich abergläubisch?

1. Gibt es nach Ihrer Ansicht wertvolle Steine, die grundsätzlich Unglück bringen?
2. Kaufen Sie ein Lotterielos nach ganz bestimmten Nummern, die Sie vorher sorgfältig überlegt haben, oder überlassen Sie das Ganze dem Zufall?
3. Stehen Sie auf dem Standpunkt, dass die Zahl 13 Ihnen Glück oder Unglück bringt oder schon gebracht hat?
4. Verlangen Sie von jemandem, dem Sie einen spitzen Gegenstand zum Geschenk machen, dass dieser Ihnen ein wenn auch noch so kleines Geldstück als Gegenwert gibt, um dem spitzen Gegenstand die Fähigkeit zu nehmen, die Freundschaft zu zerstechen?
5. Haben Sie schon einmal vierblättrigen Klee gesucht?
6. Geben Sie sich alle Mühe, Spinnen, die Ihnen vor Mittag begegnen, nicht zu zertreten, eingedenk des Spruchs: «Spinne am Morgen bringen Kummer und Sorgen!»?
7. Halten Sie es für möglich, dass ein menschliches Wesen in der Lage ist, dem anderen Glück zu bringen oder Unglück, oder einen anderen zu verwünschen?
8. Glauben Sie tatsächlich, dass ein Mensch den ganzen Tag über schlechte Laune hat, wenn er morgens mit dem linken Fuss zuerst aufsteht?
9. Sind Sie davon überzeugt, dass es Menschen gibt, die ganz einfach immer unter einer Glückssträhne leben, die das Glück gewissermassen gepachtet haben?
10. Schenken Sie schwarzen Katzen nicht nur aus Schönheitsgründen, sondern mit kluger Ueberlegung, die irgendwo im Aberglauben verankert ist, den Vorzug?

Punktbewertung:

Wenn Sie in mehr als sechs Fällen mit ja antworten müssen, dann neigen Sie viel stärker, als es nötig und für Sie gut ist, zum Aberglauben. Sie sollten dann und wann versuchen, mit ein wenig Vernunft und Mut gegen den übersteigerten Aberglauben anzugehen.

Wenn Sie in weniger als vier Fällen mit ja antworten, dann huldigen Sie nur im üblichen Mass dem alltäglichen Aberglauben, von dem sich genau genommen niemand ganz frei sprechen kann. Und wenn Sie zu keiner Frage mit ja antworten, dann gehören Sie zu denen, die mit einer abergläubischen Furcht davor zurückschrecken, abergläubisch zu sein und sich damit gewissermassen ins Gegenteil verrennen. Denn es gibt auch einen sogenannten negativen Aberglauben.

Brigitte Moog



«Ich beneide meinen Mann — er ist so glücklich verheiratet!»

Segen der Technik

Bei der Eröffnung einer Ausstellung in Kalkutta erhielten zwei Besucher einen elektrischen Schlag. Vorher hatte ein Drehkran das Glasdach einer Ausstellungshalle zertrümmert. Durch Unachtsamkeit wurde ein Feuerlöschapparat in Tätigkeit gesetzt, der die Festgäste mit Schaum überschüttete. Die Ausstellung trug den Namen: «Segen der Technik».

Aus einer Vortragsankündigung in der englischen Zeitung «New Spectator»: «Professor James W. Tyndall spricht morgen abend über ‚Adam und Eva — ein Thema, das immer aktuell bleibt‘.»

Ein dreistes Stückchen leistete sich der vor zwölf Jahren aus dem Gefängnis spurlos entwichene indonesische Sträfling Sam Paka. Unter falschem Namen trat er der Polizei bei, machte Karriere und wurde Chef der Fahndungsabteilung im Distrikt Kampang. In dieser Eigenschaft leitete er unter anderem die Nachforschungen nach sich selbst. Ein ehemaliger Gefängniswärter, der ihm zufällig begegnete, entlarvte ihn schliesslich.

Eine Spaghettigabel mit eingebautem Miniaturmotor hat ein italienischer Erfinder konstruiert. Der hygienisch einwandfrei abgedichtete Motor versetzt auf einen Knopfdruck hin die Gabel in rotierende Bewegung, so dass die Nudeln aufgespult werden. «Auf die Idee bin ich gekommen, als ich ausländische Touristen beim Spaghettessen zusah», erklärte der Erfinder. «Ich bin überzeugt, dass die Fremden den Urlaub in Italien viel mehr geniessen werden, wenn ihnen meine Gabel das Essen erleichtert.»

Prüfen Sie Ihre Beobachtungsgabe



Auf der Schlittelbahn

Lustig geht's hier zu. Am liebsten würde man ja mitmachen, aber weil das schon nicht möglich ist, wollen wir wenigstens die acht Veränderungen suchen, durch die sich die beiden Bilder unterscheiden.

Auflösung: 1. Mütze links unten ist innen schwarz, 2. Rauchfahne ist schwarz, 3. Spur oben rechts, 4. Streifen am rechten Arm des Mannes im Fullover, 5. Quaste an der Mütze des linken unteren Mädchens, 6. Spitze des linken Baumes von rechts, 7. die Schlittenschur des rechten unteren Mädchens, 8. die oberste linke Schneeflocke.

Baden Sie sich gesund

Die Natrium-Calcium-Chlorid-Therme
mit 38,4 ° C heilt:

**Rheuma, Magen, Darm
Bewegungsstörungen**

Grosses Bewegungsbad, ganzjähriger
Kurbetrieb

IM THERMALBAD BELLINGEN

Für Ferien und Erholung

**St. Josephshaus
Davos-Platz**

Prächtige Lage - gute Küche - alle
Südzimmer mit schönem Balkon - vier
Mahlzeiten - sehr ruhig und gepflegt

Pauschalpreise von Fr. 18.- bis 26.-
Telephon 083-3 63 31

KOHLLEN KOBİ AG

Thiersteinallee 21  Basel Tel. 34 33 88

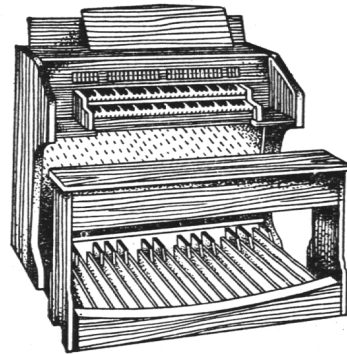
Inserieren im Pfeil lohnt sich!

USEGO

**WURLITZER
& LIPP**

Die hochqualitativen, pfeifenlosen
Kirchenorgeln zweier Stilepochen:
— Romantik und Barock —

PIANO-ECKENSTEIN BASEL



Sämtliche Modelle (Lipp ab Fr. 4250.—) können in
unserem Orgelsaal geprüft und gespielt werden:
Leonhardsgraben 48
Telephon 061 / 23 99 10

Wenn

Basel

dann

Schweinsknöchli

im Restaurant

Lällekönig

Schifflande 1

4400
Detailisten,
die mit den
USEGO-
Qualitäts-
produkten
der Hausfrau
dienen.